

PETRA RESKI

EIN LAND SO WEIT

Eine Familie
aus Ostpreußen

Weltbild

Ein Land so weit

Das Buch

»Es ist eine Reise in eine verloren gegangene Zeit. Eine Zeit, die ich nur aus Erzählungen, Andeutungen, Anekdoten kenne, und plötzlich sitze ich mittendrin.«

Ihre ganze Kindheit hindurch fühlte sich Petra Reski von den Erzählungen über die weite Landschaft des Ermlands und den Geschichten von der Flucht verfolgt, die ihre Familie bei Kriegsende über das zugefrorene Haff bis ins Ruhrgebiet verschlug. Doch eines Tages gerät sie zufällig in das Heimatdorf ihres Vaters in der Nähe von Allenstein – und entdeckt in den Gesprächen mit den dort Zurückgebliebenen nicht nur die Geschichte ihrer Familie, sondern auch ein ganz persönliches Stück Heimat. Ein Buch, das mit erzählerischem Witz und großen Emotionen die Suche nach der eigenen Identität beschreibt – und ein fast romanhaftes Bild einer ostpreußischen Familie und der Liebe zu einem fremden und doch so vertrauten Land entwirft.

Die Autorin

Geboren 1958, war Petra Reski nach dem Studium und der Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule zunächst als Redakteurin für den *stern* und *Cosmopolitan* tätig, bevor sie 1991 nach Venedig zog und seither als freie Autorin für *Geo*, *Merian*, *Die Zeit*, *Brigitte* und *Amica* arbeitet.

Petra Reski

Ein Land so weit

Eine Familie aus Ostpreußen

Weltbild



Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Copyright © 2000 by Eva Reski

Bildnachweis: Alle Abbildungen stammen aus dem
Familienarchiv von Petra Reski

Covergestaltung: atelier seidel, teising

Covermotiv: istockphoto/Dariusz Banaszuk

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5186-0

Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

Für meine Großmutter

Inhalt

Prolog	9
1. Nu wejinense ruhich, Froilain	17
2. Meine Großmutter wollte nie zurück	45
3. Das Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz	69
4. Die Flucht, die Flucht, immer die Flucht	123
5. Er war doch der Älteste	151
6. Wo die Liebe eben so hinfällt	189
7. Erbsen! Sauerkohl! Gemiese!	213
8. Blut ist dicker als Wasser	251
9. Schöne Momente	299
Epilog	319

Prolog

Meine Familie hatte immer die schönsten Beerdigungen. Eine Bergmannskapelle spielte das Ostpreußenlied, die Friedhofshalle quoll über von Trauernden, der Sarg war umgeben von einem Kranzgebirge aus Chrysanthemen, Astern und Nelken, und meine Verwandten weinten. Sie drückten ihre Tränen nicht diskret in Taschentücher, sondern weinten laut, sie stöhnten und jammerten und allen liefen die Nasen. Meine Großmutter bebte unter Tränen, meinem Großvater tropfte es vom Kinn, meine Tanten keuchten mit nasser Brust, und wir Kinder heulten, bis wir Schluckauf kriegten. Die drei Großtanten aus Leverkusen schluchzten, die Großcousins und die Schwippschwäger aus dem Bergischen auch, und wir alle lagen uns in den Armen und versuchten vergeblich, uns zu trösten. Am Ende waren sogar die Schulterpolster von den entfernten Großonkeln nass geweint, Großonkel, deren Namen ich immer durcheinander brachte, weil ich sie außer zu runden Geburtstagen, Hochzeiten und Beerdigungen nie zu Gesicht bekam. Bist doch die Tochter vom Hejini, sagten die Großonkel zu mir. Ach der Hejini, sagten sie, neji, neji, neji. Und schüttelten den Kopf, drückten mich an sich und weinten mir in den Nacken. Ich habe es geliebt.

Bei den Beerdigungen wurde mir die unendliche Weite unserer ostpreußischen Verwandtschaft vor Augen geführt. Gapowskis und Kosslowskis und Meszelinskis und Zakowskis. Und alle waren irgendwie mit mir verwandt. Nu, wejsst

nich?, sagte meine Großmutter, ist doch der Paul. Der Bruder vom Anton. Neji, nicht der Toni aus Leverkusen! Der Anton aus dem Sauerland!

Als meine Großmutter starb, war es noch einmal so wie in meiner Kindheit. Ein letztes Mal. Alle waren da und erwiesen ihr die letzte Ehre, ihr, der Herrscherin, die großherzig nach innen und mitleidslos nach außen regiert hatte. So viele Trauernde waren gekommen, dass manche keinen Platz mehr fanden und die Predigt über den Lautsprecher draußen auf dem Friedhofsvorplatz verfolgen mussten. Die Großtanten waren da, die Großonkel, Großneffen und Großnichten. Die Schwippschwäger, Enkel, Schwiebertöchter und Schwiegersöhne, die Nachbarinnen und Bekannten. Tagelang hatte Onkel Oskar Trauerkarten adressiert, er hatte schon lange die geschäftliche Korrespondenz meiner Großmutter geführt, nur die private hatte sie sich nicht nehmen lassen. Nie hätte Onkel Oskar es sich verziehen, auch nur eine Kegelschwester meiner Großmutter zu übergehen. Nur eine große Beerdigung ist eine schöne Beerdigung. Schließlich braucht man Gesellschaft, im Leben wie im Tod.

Für meine Großmutter hatte alles als Anlass zum Feiern getaugt. Taufen, Scheidungen und Sparclubjubiläen, Kommunionfeiern, goldene Hochzeiten und Beerdigungen. Eine Trauerfeier im kleinen Kreis wäre für sie und damit für die ganze Familie undenkbar gewesen. Gottlos. Etwas für jene, die im ganzen Leben keinen einzigen Schnaps angerührt hatten und darauf auch noch stolz waren. Die nichts vom Leben vertragen konnten. Solche mussten eben ohne Begleitung unter die Erde. Bei uns gab es so etwas nicht. Bei uns musste ein Menschenmeer her, der Friedhof überquellen, die Trau-

erden sich um den Toten drängeln und ihn unter Tränen begraben – und unter einem Berg von Kränzen, der bis in den Himmel reichte.

Vor der Trauerhalle stapelten sich die Kränze und Blumengestecke für meine Großmutter. Wie immer Chrysanthemen, Astern und Nelken. Die drei Großtanten standen vor der Trauerhalle, sie begrüßten zitternd die anderen Trauernden und weinten in den Januarwind. Großtante Babe, die mit meiner Großmutter immer im Kanon gesungen hatte, betrat als Erste die Halle. Die Tante sah aus, als wäre sie vor Trauer geschrumpft, wobei ihr die Brille auf die Nasenspitze gerutscht war. Daneben stand Großtante Rosa, die Jüngste der vier Schwestern. Sie hatte das gleiche schöne Landarbeiterinnengesicht wie meine Großmutter, eine Haut, die nur von der Sonne gestreift werden musste, um sich von elfenbeinfarbener Blässe in dunkelbraunes Leuchten zu verwandeln. *Schwarzbraun ist die Haselnuß*. Hinter ihnen Großtante Mia. Sie hatte die breitesten Schultern, den stärksten Damenbart und die schwärzesten Augenbrauen der ganzen Familie. Zeitlebens hatte sie lauter gesungen, unversöhnlicher gezankt und treffsicherer beleidigt als ihre drei Schwestern. Nicht mal ihr künstlicher Darmausgang hatte es geschafft, sie milde zu stimmen, hieß es, eine Charakterfestigkeit, die meine Familie zu schätzen wusste.

Aus den kleinen, verkalkten Zapfen der Waschbetondecke tropfte es wie in einer Tropfsteinhöhle. Unzählige Nasen schnauften gleichzeitig in Taschentücher, als gelte es, die Gewissheit herbeizuschnaufen, noch am Leben zu sein. Die Großtanten setzten sich in die zweite Reihe, starr und klein und frisch frisiert starteten sie auf den Sarg ihrer Schwester

und bisßen in die Taschentücher. Alle drei hatten sich kleine, silbergraue Königspudellocken drehen lassen, mit denen sie ungewöhnlich zerbrechlich aussahen. Der Pfarrer bog das Mikrophon zu sich hin, und es fiepte gequält. Die Predigt. Ich hoffte, dass sie bewegend sein würde. Nur eine bewegendere Predigt war eine schöne Predigt, so hatte ich es von meiner Großmutter gelernt. Bloß kein geistloses Nachbeten von Altbekanntem aus der Bibel, Johannes irgendwas. Nein, sie sollte auf das Leben des Toten bezogen sein, ihn rühmen und preisen, gleichzeitig die Lebenden trösten, jedoch ohne sie zu belästigen, etwa mit Ermahnungen zu häufigerem Kirchgang oder überhaupt zu gottesfürchtigerem Lebenswandel. Der Pfarrer fasste sich kurz. Das Leben meiner Großmutter, der Krieg, die Flucht, die sieben Kinder passten in einen Nebensatz. Seine Predigt wurde von Schluchzen getragen, es hallte gegen die Wände und tropfte auf den Boden. Ich hörte, wie meine Tante schluchzte: Mamma! Mamma! Mamma, mit zwei M.

In den ersten beiden Reihen saßen ihre Kinder und wir Enkel. Mein Großvater war schon einige Jahre vor meiner Großmutter gestorben. Die Familie, das war unsere Renate, unsere Leni, unser Oskar, unsere Ursel, unser Roland, unser Heiko, unser Olaf. Unsere Astrid, unser Thorsten, unser Andreas. Unsere Silvia, unser Ralf. Man konnte als Unserer nur geboren werden, nicht einheiraten. Als die Fremden kamen, hatte meine Großmutter immer gesagt und gemeint: Blut ist dicker als Wasser. Ihr Ton hatte keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass der Einzug der Schwiegertöchter und Schwiegersöhne für sie der Anfang vom Ende war. Sie hätte eine großartige Mafiosa abgegeben. *Carne di carne*

e carne di contratto, wie es in Sizilien heisst, Fleisch aus Fleisch geht vor Fleisch per Vertrag. Meine Großmutter hielt es genauso. Und wenn sie sich hätte entscheiden müssen zwischen meinem Großvater, der letztendlich auch nur Fleisch per Vertrag war, und ihren Kindern – sie hätte sich gegen ihn entschieden.

In den Reihen hinter der engsten Familie saßen die Schwäger und Cousins, die Nichten und Neffen meiner Großmutter. Die SPD-Frauengruppe Mitte, der Sparclub Heidekrug, die Hausgemeinschaft Bogenstraße bekam keinen Platz mehr und musste draußen stehen und frieren. Zuerst kommt die Familie. Großtante Babe sang sehr laut und sehr hoch. *Christus, mein Herr*. Ihre Stimme schraubte sich in immer höhere Tonlagen, bis sie dünner und dünner wurde und schließlich ganz abhanden kam. Sie räusperte sich kurz und setzte etwas tiefer wieder an. Während sie sang, schaute sie auf den Sarg, und ich sah, wie das Gebetbuch in ihren Händen zitterte. Onkel Oskar und Großonkel Toni sangen auch sehr laut, aber sie bemühten sich vergebens, die von Großtante Babe vorgegebene Tonlage zu treffen. Wir Enkel sangen nicht, sondern bewegten nur verlegen die Münder.

Die Großtanten waren schon am Vortag angekommen, um noch von ihrer toten Schwester Abschied nehmen zu können. Der Sarg meiner Großmutter war von ihnen für anständig befunden worden: poliertes Nussbaum, genau wie die Wohnzimmerschrankwand. Meine Großeltern, meine Tanten und meine Onkel gingen abwechselnd in die Leichenhalle. Willst sie noch mal sehen?, wurde jeder der ange-reisten Verwandten gefragt. Niemand hätte gewagt, das Angebot abzulehnen. Zwischen den Besuchen in der Leichen-

halle versammelten sich alle im Wohnzimmer meiner Großeltern, die einen kamen von der Toten, die anderen gingen zu ihr hin, und dazwischen tranken alle Schnaps, weinten und rauchten. Wir gingen morgens nach dem Frühstück, kurz vor dem Mittagessen und nach dem Kaffeetrinken, die Tote sollte so wenig wie möglich allein sein.

Von der Decke der Trauerhalle tropfte es weiter. Zwei Buchsbäume standen neben dem Sarg stramm, dahinter wuchs sich ein Gummibaum um den Verstand. Onkel Oskar schluckte knackend. Das Vaterunser wurde gebetet. Alle hielten die Köpfe gesenkt und die Hände gefaltet. Das Vaterunser kam zäh daher, flüssiger bei den Kirchgängern, schleppend bei den anderen, sie stockten, als trügen sie ein Gedicht vor und erinnerten sich nicht mehr, wie die nächste Strophe ging. *Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name, Dein Reich komme ...* Der Pfarrer fuchtelte mit den Armen, als wollte er uns beim Beten anfeuern. Es verlor sich in Murmeln. Die Orgelmusik rettete unser Ansehen, singen oder so tun als ob konnten alle.

Dann traten wir an die Luft, eine schwarze, schnaufende Gesellschaft im Winternebel. Das Beten und Singen hatte uns alle einen Augenblick lang vom Weinen abgehalten, aber jetzt erfasste es uns wieder mit Wucht. Großonkel Toni weinte durch die Nase. Es tropfte so schnell, dass er mit dem Abputzen nicht nachkam. Der Tropfen an seiner Nase schimmerte wasserklar. Auch die Freunde der Familie verloren allmählich die Fassung und begannen, mit uns um die Wette zu weinen. Die Kegelschwestern meiner Großmutter jamerten laut um ihre Anja, die Frauen vom SPD-Frauenverein schluchzten, und vom Doppelkinn des Sparclubvorsit-

zenden tropfte es. Der Sarg rollte auf einem Wagen mit Gummirädern voran.

Schließlich standen wir vor dem offenen Grab. Die Grabstelle war mit grünem Kunststoffrasen ausgeschlagen, dem gleichen, der auch dem Balkon meiner Großeltern einen Hauch von Sommerfrische verliehen hatte. Langsam wurde der Sarg in das grüne Grab herabgelassen, und der Pfarrer segnete ihn. Durch die Luft flogen Weihwassertropfen.

Nach der Beerdigung besuchten meine Tanten und Onkel das Grab meiner Großmutter zwei Mal täglich, sie gingen vormittags und nachmittags, sie zählten die Kränze und notierten die Absender, sie kannten jeden letzten Gruß auswendig, jedes *Für immer unvergessen* in Fraktur tröstete sie, jedes *IN LIEBE* in Versalien, jedes goldene *Stille Gedenken* richtete sie wieder auf. Sie gingen so lange zum Grab, bis die Blumen säuerlich rochen und die Inschriften der Kranzschleifen unter dem Regen verlaufen waren.

Danach wurden immergrüne Pflanzen auf das Grab gesetzt.

1. Nu wejinense ruhich, Froilain



Danziger Grableuchten. Seitdem ich sie sah, gehen mir die Beerdigungen nicht mehr aus dem Kopf. Unweit des Langen Markts entdeckte ich sie in einem Supermarkt. Grableuchten im Sonderangebot, gelb und grün und blau und violett, aufgetürmt wie Gemüse, so herrlich bunte Grableuchten, wie meine Großmutter und ich sie geliebt haben. Ich nehme eine lila Grableuchte von dem Regal und überlege, ob ich sie kaufen soll. Ich drehe und wende sie und denke daran, wie das Grab aussah, wenn meine Großmutter am Totensonntag bereits vor uns da gewesen war. Es leuchtete schon von weitem. Lila Lämpchen strahlten rechts und links neben dem Grabstein, rote davor, blaue und gelbe neben dem Herbstgesteck aus Spinnenchrysanthemen, in der Mitte des Grabes formierten kleinere Lichter ein glühendes, buntes Kreuz. Ein grün-gelb-blau-lila Grab. Es sah fantastisch aus. Es flirrte und flimmerte und schillerte wie eine Erscheinung, und ich fühlte, wie mein Gesicht glühte und ich im Widerschein der bunten Lichter ganz fromm wurde. *Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein, Amen.* Es fehlten nur noch der Weihrauch und die Orgelmusik, und wenn mir in diesem Moment der Sohn Gottes erschienen wäre, hätte es mich nicht gewundert. Gott ist bunt, dessen war ich gewiss. Jedes Kirchenfenster war der Beweis. Ich schloss die Augen und sah Jesus auf einer bunt leuchtenden Wolke winkend vorbeischweben.

Ja, was ist denn hier los, mein Gott, das sieht ja aus wie an Karneval!, rief meine Mutter empört. Eilig sammelte sie die

bunten Lichter auf, obwohl sie noch gar nicht abgebrannt waren, und ersetzte sie durch rote. Ich stand daneben, blickte auf meine Fußspitzen und schwieg betreten. Ich ärgerte mich, dass ich nicht den Mut aufbrachte, die bunten Lichter zu verteidigen. Meine Mutter spürte meinen Widerstand und versuchte mich mit dem Angebot zu locken, das ewige Licht anzuzünden. Das ewige Licht war eine vor dem Grabstein fest eingemauerte Leuchte, bei der sich ein kleines Türchen öffnen ließ. Ich schob eine dicke Kerze durch die Tür und tröstete mich mit der Aussicht, dass sie selbst dann noch brennen würde, wenn Wind und Regen die bunten Lichter bereits ausgelöscht hätten.

Ich versuchte mir den Hang meiner Mutter zum Einfarbigem durch ihre Herkunft zu erklären: Sie kam nicht aus Ostpreußen, sondern aus Schlesien, genauer gesagt aus Oberschlesien, und vielleicht waren die Oberschlesier zur Einfarbigkeit erzogen worden? Ein weiterer Beweis für den oberschlesischen Hang zur Einfarbigkeit schien mir unser Weihnachtsbaum zu sein, den meine Mutter immer nur ganz in Weiß oder ganz in Silber schmückte, er war nie bunt wie der meiner Großmutter, die ohne jede Rücksicht auf farbliche Harmonien einfach all das an den Weihnachtsbaum hängte, was sie am Weihnachtsmorgen in irgendwelchen Kartons fand.

Langfristig musste sich jedoch auch meine Großmutter an einfarbige Grablichter gewöhnen, denn der gute Geschmack setzte sich auf allen Friedhöfen durch, bis man nirgendwo mehr bunte Grableuchten bekam.

Außer hier in Polen. Hier stehen sie wieder vor mir, angepöbelt aus meiner Kindheit. In Polen sind sie nie aus der

Mode gekommen. Also nutze ich die Gelegenheit und kaufe eine lila Grableuchte und eine gelbe noch dazu.

Als ich aus dem Supermarkt wieder auf die Straße trete, wölbt sich der Himmel über Danzig so hoch und endlos blau, dass sich die Kirchturmspitzen darin verlieren. Von der Katharinenkirche fällt *Freude, schöner Götterfunken* herab, es streift die Patrizierhäuser und sogar den sozialistischen Klotz von Orbis-Hotel, es perlt von den Dächern der Supermärkte und fliegt durch die ganze Stadt bis hin zur Lenin-Werft. Hanna und ich laufen dem Klang hinterher. Unser Ziel ist das Büro des ARBEITERFÜHRERS. Ihm verdanke ich, überhaupt nach Polen gekommen zu sein. Als Journalistin. Zum ersten Mal zu jener Zeit, als Jaruzelski noch mit schwarzer Brille die Militärparaden abnahm und die Demonstranten mit Tränengas auseinander trieb. Polen war für mich damals ein Land gewesen, das weiter weg war als der Mond. Es rückte mir erst näher, als ein Danziger Hotelportier meinen Namen las und fragte: Nun, Ihr Name, Reski, sind Sie nicht Polin? Ich zögerte. Was sollte ich ihm antworten? Meine Eltern kommen aus ... ja ... aus Polen, sagte ich. Er sah mich verwundert an. Und Sie sprechen kein Polnisch? Ich schüttelte den Kopf. Er sah mich voller Bedauern an. Und jetzt bin ich wieder hier und spreche immer noch kein Polnisch. Wie immer in Polen muss Hanna für mich sprechen. Ich kann nur sagen: Ich verstehe nicht. *Nie rozumiem*. Oder: Guten Tag. *Dzien dobry*. Oder: Die Rechnung bitte. *Prosze o rachunek*.

Walesas Büro ist nicht weit von der Lenin-Werft entfernt. Der ARBEITERFÜHRER residiert im dritten Stock des alten backsteinroten Gewerkschaftshauses, mit spinatgrün ge-

strichenen Fluren und gewellten Linoleumböden. Als wir die Treppen hochsteigen, sehe ich einen schwarzen Schatten. Eine alte Frau läuft durch die Gänge, gebeugt, mit Kopftuch und Schürze. Im Arm hält sie einen Korb, darin liegen armselig verwelkte Sträußchen aus Schlüsselblumen, Margeriten und Gänseblümchen, die sie mit Nähgarn zusammengebunden hat. Sie klopft an jedem Zimmer an, aber alle sind verschlossen. Schließlich gelangt sie auch an das Zimmer des ARBEITERFÜHRERS. Während sie wartet, bis ihr jemand öffnet, sortiert sie ihre Sträußchen. Margeriten an Margeriten, Schlüsselblumen an Schlüsselblumen, Gänseblümchen an Gänseblümchen. Die Frau hebt die leblosen Sträußchen ganz behutsam an und flüstert ihnen leise etwas zu, als wollte sie ihnen Mut zusprechen. Nun geht die Tür auf und heraus springen zwei Leibwächter, die so laut auf die alte Frau einreden, als sei sie taub. Sie nehmen sie in die Mitte, wobei der Korb mit den Blumen zu Boden fällt. Die beiden Leibwächter raffen eilig die Sträußchen zusammen und werfen sie wieder in den Korb. Die Frau wendet den Kopf von ihnen ab und blickt uns an. Dann wird sie weggeführt.

Walesa sitzt hinter seinem Schreibtisch wie eine Gewitterwolke. Er blickt uns an wie ein Fürst seine illegitimen Töchter anblicken würde, wenn sie bei ihm vorstellig würden, um ihre Rechte gelten zu machen. Sein Büro gleicht einer Mönchszelle. Außer einem Kreuz, das über seinem Kopf schwebt, schmückt nichts das Zimmer, kein Buch steht im Regal, keine Zeitung liegt herum. Auf seinem Schreibtisch ruhen seine Insignien, ein blauer Solidarność-Kalender und eine große Steinguttasse mit dem Solidarność-Abzeichen, in der ein Beutel Kräutertee zieht. Daneben liegt ein Bernstein-

brocken. Ein Leibwächter bleibt wie ein Lakai vor der Tür stehen, der andere hat das Zimmer des Fürsten nach uns betreten. Mit einem Kopfnicken wird ihm bedeutet, auf einem Stuhl in der Nähe der Tür Platz zu nehmen. Das Telefon klingelt.

Ich schaue aus dem Fenster. Die Kirchturmspitzen stechen schwarz wie Scherenschnitte vom Himmel ab. Ab und zu rennt eine Wolke durch das Bild, getrieben vom Ostseewind. Und von Danzig aus nahmen wir das Schiff, sagte meine Großmutter immer. Und ich bemerkte dann: Aber heute heisst es Gdansk. Sie übergang meine Bemerkung und erzählte weiter. Lauernd wiederholte ich: Gdansk, Gdansk! Von wegen: immer schon deutsch! Ich korrigierte sie ebenso unerbittlich wie folgenlos. Dies war Teil meines Kampfes gegen die Revanchisten: Jeden, der Danzig sagte, hielt ich für einen heimlichen Heim-ins-Reich-Deutschen, jeden, der vergaß, vor Ostpreußen das Wort »ehemalig« einzufügen, für einen unbelehrbaren Deutschland-Deutschland-über-alles-Deutschen. Sie hatten schließlich den Krieg angefangen, da schien es mir nur gerecht, dass sie ihre Heimat verlassen mussten. Nu, was wejsst schon, hatte meine Großmutter geantwortet und mich dabei nicht mal angesehen. Wo der Hafen hier wohl ist?, frage ich mich jetzt. Ob von Danzig aus wieder Schiffe nach Deutschland fahren?

Jetzt wendet ER sich uns zu. Sein Schnurrbart ist weiß geworden. Weißer als zu der Zeit, als wir uns noch im Hof der Brigittenkirche um ein Interview mit ihm schlugen. Der Schnurrbart teilt sein Gesicht in zwei Teile, zwei Drittel des Gesichtes liegen oberhalb des Schnurrbarts, ein Drittel darunter. Das Kinn duckt sich, und wäre der Schnurrbart nicht

gewesen, der dem unteren Drittel des Gesichts eine gewisse Bedeutung verleiht, dann wäre das Gesicht ohne jede Ankündigung in den Hals übergegangen. Er sitzt in einem braunen Plastiksessel und trägt ein blaues Hemd und ein braunes Jackett. An seinem Revers steckt eine winzige Madonna von Tschenschow. Ungeduldig rührt er in seinem Kräutertee. Der Leibwächter sitzt da wie ein treuer Hofhund und lässt keinen Zweifel daran, dass er zubeißen wird, sobald wir eine verdächtige Bewegung machen. Der ARBEITERFÜHRER sagt etwas, was sich anhört wie *proszę o rachunek*, ein Missverständnis meinerseits, denn er hat Hanna nicht um die Rechnung gebeten, sondern sie ermahnt, ihn nicht zu unterbrechen. Also wartet sie bis zum Auströpfeln eines jeden Wortschwall, um ihn dann im Ganzen zu übersetzen. Seine Stimme klingt heiser, und er spricht ohne Pause. Während ich auf die Übersetzung warte, höre ich, wie draußen schon wieder die *Freude, schöner Götterfunken* vorbeifliegt. Die Silhouette Danzigs mit den Patrizierhäusern sieht vor dem türkisfarbenen Himmel aus, als säße ich in einer überdimensionalen Schneekugel.

Ich habe das richtige Saatgut gesät, sagt der ARBEITERFÜHRER. Und jetzt warte ich auf die Ernte. Als ich ein Kind war, habe ich die Landwirte beobachtet. Ich sah, wie sie Saatgut auf den Boden streuten. Je größer das Feld war, umso mehr streuten sie. Und so war das auch bei mir. Ohne mich wäre die Mauer nicht gefallen! Zwar haben andere das verwirklicht, aber ohne mich wäre es nicht möglich gewesen. Es gibt viele, viele andere Dinge ...

Ich höre ihn reden und finde ihn traurig. Die Welt hat sich ohne ihn weiter gedreht. Und er hat es nicht gemerkt.

Alles an ihm stimmt mich traurig, sein weißer Schnurrbart, seine Lakaien, seine Solidarność-Tasse, seine Art zu sprechen, alles. Aber ohne ihn hätte ich nie erfahren, dass es DIE HEIMAT wirklich gibt. Ich erinnere mich an meine erste Fahrt von Warschau nach Danzig, mitten im Winter, als mir Hanna sagte: Wir fahren jetzt durch Ermland und Masuren. Und ich schwieg. Ich traute mich nicht zu sagen: Lass uns doch kurz anhalten. Weil sie mich vielleicht für eine Revisionistin halten würde.

Auf dem Schreibtisch des ARBEITERFÜHRERS erblicke ich einen Bernsteinbrocken. Das Gold der Ostsee. So nannte es mein Großvater – mit einem Pathos, als sei er der Minenbesitzer. Meine Großmutter besaß eine Kette aus Bernstein, die sie in einer Samtschatulle in ihrer Frisierkommode aufbewahrte und nur zu besonderen Anlässen anlegte. Es war ihr Lieblingsschmuck. Verwandte aus Ostpreußen hatten sie ihr geschickt. Es war eine Kette mit unregelmäßig großen, honiggelben Steinen, in denen Krümel, kleine Luftblasen und winzige Fliegen eingeschlossen waren. Jedes Mal, wenn sich meine Großmutter die Kette anlegte, starrte ich auf die toten ostpreußischen Fliegen, die nun auf dem Dekolleté meiner Großmutter ruhten, und schauderte. Jedem, der es hören wollte, erklärte sie, dass diese Kette aus der HEIMAT komme. Dabei fasste sie immer kurz an die Kette, wie um sich zu vergewissern, ob die HEIMAT noch da war. Anders als meine ostpreußische Großmutter sprach meine schlesische Mutter nicht von der HEIMAT, sondern sagte immer nur »bei uns zu Hause«. Das machte mich jedes Mal etwas betroffen, denn sie meinte damit ja nicht das Zuhause, das sie mit mir teilte, sondern ihre richtige HEIMAT, woraus ich

schloss, dass sie sich mit mir keineswegs richtig zu Hause fühlte, und das stimmte mich etwas traurig. Es schmerzte mich, dass meine Mutter kein Zuhause mehr hatte, ich hätte ihr gerne geholfen, aber offenbar konnte sie auch unser gemeinsames Zuhause nicht wirklich trösten. Die HEIMAT war für mich eine heikle Angelegenheit, etwas, das man besingen und beweinen musste, und ich war froh, dass ich mit so etwas nicht geschlagen war. Ich nahm mir vor, mich in meinem Leben auf gar keinen Fall mit einer HEIMAT zu belasten. Ich würde um das Ruhrgebiet garantiert nicht weinen. Ich hatte das bereits unter Beweis gestellt, als ich zum ersten Mal allein in Ferien fuhr, zu meiner Tante Renate in den Schwarzwald. Da hatte mir das Ruhrgebiet keineswegs gefehlt, im Gegenteil, ich fand den Schwarzwald entschieden schöner, überall Wald und Berge, jede Menge Blaubeeren und Bauernhöfe und Bäche, in denen man baden konnte. Ich wollte überall leben können. Und nie Heimweh haben. Ich sah nicht ein, wie man eine Gegend aus dem alleinigen Grunde lieben konnte, dass man dort geboren worden war. Eine Liebe zu einem Landstrich war das Allerletzte, was ich in meinem Leben als erstrebenswert betrachtete. Das Ruhrgebiet mit seinen Kohlenhalden hinter der Tür konnte mir gestohlen bleiben.

Für alle anderen Erwachsenen, also jene, die immer schon auf dem gleichen Fleck im Ruhrgebiet gelebt hatten, waren die HEIMAT meiner Großmutter und das »Bei uns zu Hause« meiner Mutter nichts anderes als DRÜBEN. Das DRÜBEN passte mir noch weniger als die HEIMAT. Denn sie sprachen das DRÜBEN in einem Ton aus, als würde es nichts Gutes bedeuten. Und mir leuchtete auch ein, dass et-

was, was nicht hier ist, nichts Gutes bedeuten konnte. Dass man, wenn man die Wahl hat zwischen hier und drüben, sich für das Hier zu entscheiden hat. Denn hier, das sind wir, und drüben, das sind die anderen. Guck mal, die da drüben, sagte man doch auch nur, wenn man sich über jemanden lustig machen wollte – und am besten konnte man sich über jemanden lustig machen, der nicht dazugehörte. Außerdem gab es noch jenes DRÜBEN, mit dem das andere Deutschland gemeint war, und dieses DRÜBEN war für mich der beste Beweis für etwas, das nicht dazugehört. Einmal hörte ich, wie Onkel Gerhard zu seinem Sohn sagte: Wenn's euch nicht passt, dann geht doch nach drüben! Nur weil er sich wegen seiner langen Haare mit ihm gestritten hatte. Da hatte sich das DRÜBEN ziemlich gemein angehört. So gemein, dass ich, als ich mit meiner Freundin Gabi Evers um den Sieg beim Quartettspielen stritt – wie heißen die drei Urkantone der Schweiz? Uri, Schwyz und Unterwalden –, nicht der Versuchung widerstehen konnte, auch zu ihr zu sagen: Geh doch nach drüben, weil sie mich nicht gewinnen lassen wollte. Das DRÜBEN verfehlte auch seine Wirkung auf Gabi Evers nicht. Sie fing sofort an zu heulen und rannte schwer beleidigt zu ihren Eltern, und ich hatte gewonnen.

DRÜBEN, das klang so nach Jenseits. Wenn mich jemand fragte: Kommen deine Eltern von drüben?, konnte er froh sein, dass ich ihm nicht die Augen auskratzte. Hochmütig antwortete ich: Meine-Mutter-kommt-aus-Schlesien-aus-der-Nähe-von-Breslau-und-mein-Vater-aus-Ostpreeußen-aus-der-Nähe-von-Allen-stein. Das nur zu DRÜBEN, du Ignorant. Dabei hätte ich auch sagen können: Mein Vater kommt aus Petropawlowsk und meine Mutter aus Susurluk –

es hätte mir genauso wenig gesagt. Aber das war nicht der Moment, diese Schwäche zuzugeben. Was wisst ihr denn schon von DRÜBEN!

Viel wusste ich allerdings auch nicht. In meinem Heimatkundebuch stand nur etwas von der Soester Börde und von Steinkohleflözen und wie man sie abbaut und nichts von Ostpreußen und Schlesien. Im Unterricht mussten wir Gedichte über das Münsterland auswendig lernen: *Münsterland, du teure Heimat, besten Gruß mein Herz dir beut/Hast mit deiner stillen Schönheit meine Jugend hold erfreut*, und manchmal auch über das Sauerland: *O Gott, wie ist das Land so schön, ob auch sein Name sauer! Und in dem Land, welch Geschlecht! Die Männer frei und schlicht und recht, der Frauen Herz wie Gold so echt und ihre Treu von Dauer!* Ich mühte mich, die Karte des Regierungsbezirks Arnsberg auf Butterbrotpapier durchzupausen, versuchte, das Flugschaubild vom Rheintal und Schiefergebirge bei Köln zu verstehen, und aß mein Frühstücksbrot über einer Karte von Sauerland und Siegerland: *Diese Serviette ist ein Geschenk der Molkereien des Sauer- und Siegerlandes. Dazu ein guter Rat: Täglich Milch trinken!* Aber nirgendwo war eine Spur von Ostpreußen zu entdecken.

Als ich zehn war, besuchte ich das Gymnasium und bekam einen Diercke-Atlas. Dort fand ich endlich Ostpreußen und Schlesien. Rechts oben auf der Karte: Deutschland – politische Gliederung. Und da gehörte es zu meinem großen Erstaunen zu Deutschland. Jedenfalls verlief die Grenze, ein breiter, roter Strich, um alles herum, einschließlich Ostpreußen, Schlesien und der Freien Stadt Danzig. Ich war verwirrt. Deutschland war auch nicht geteilt, die DDR hatte die glei-

che Farbe wie die Bundesrepublik, ganz Deutschland war braunrot, Ostpreußen war ein hell fliederfarbener Fleck und Schlesien buttergelb. Jetzt sollten Ostpreußen und Schlesien wieder dazugehören? Das war mir neu. Schließlich meinte ich mich persönlich ganz genau daran zu erinnern, dass Ostpreußen und Schlesien doch abhanden gekommen waren, im Krieg. Wenn von der HEIMAT die Rede war, dann immer als der verloren gegangenen. Darum drehte sich doch alles. Und plötzlich war sie wieder da? Vielleicht hatte ich etwas nicht richtig mitgekriegt, denn über dieser Karte stand doch groß und breit: Deutschland – politische Gliederung. Ich beugte mich also über das buttergelbe Schlesien und war tief befriedigt, als ich nicht nur Breslau, sondern auch Neiße fand, wo meine Mutter geboren war. Es war zwar nicht ganz in der Nähe von Breslau, genauer gesagt, war es überhaupt nicht in der Nähe von Breslau, es war so viel in der Nähe von Breslau, wie sich Dortmund in der Nähe von Hamburg befindet, aber diejenigen, die ohnehin nur zwischen HIER und DRÜBEN unterscheiden konnten, hatten keine genauere Ortsangabe verdient. Im fliederfarbenen Ostpreußen fand ich zu meiner großen Genugtuung auch Allenstein. Dann bemerkte ich einzelne Großbuchstaben quer über Schlesien und Ostpreußen. Die Buchstaben waren so weit auseinander gezogen, als bezeichneten sie einen besonders langen Gebirgszug. Mit dem Finger von Buchstabe zu Buchstabe gleitend, entzifferte ich mühsam: ZUR ZEIT UNTER POLNISCHER VERWALTUNG. Das stand quer über Schlesien und über dem westlichen Teil von Ostpreußen. Über dem nördlichen Teil von Ostpreußen las ich hingegen: ZUR ZEIT UNTER SOWJETISCHER VERWALTUNG.